
Hans-Joachim Eckstein

Wertschätzung, Anerkennung und Toleranz

Zu Menschenbild und Umgang mit Menschen aus theologischer Sicht¹

Fragen wir aus neuzeitlicher Perspektive danach, welche Impulse wir für das Thema Wertschätzung und Anerkennung von einem christlichen Menschenbild gewinnen können, werden nicht wenige dem Unternehmen eher mit Skepsis und Vorbehalt begegnen. Bereitet nicht gerade die traditionelle „Anthropologie“ – d. h. die Lehre vom Menschen und das Menschenbild – heute ernste Probleme? Wenn der Mensch in der christlichen Tradition als „Sünder“ in den Blick kommt, dessen „Dichten und Trachten von Jugend auf böse ist“ und der deshalb auf Vergebung und Erlösung angewiesen ist, bringt das nicht wenige von uns in Verlegenheit. Gilt es inzwischen doch weithin zumindest als „unangemessen“ und „ungeschickt“, wenn nicht sogar als pädagogisch und theologisch „schädlich“ und „politisch inkorrekt“, den Menschen überhaupt auf seine *Unzulänglichkeit* und *Bedürftigkeit* anzusprechen. Haben wir nach dem vorherrschenden Menschenbild nicht vielmehr davon auszugehen, dass der Mensch an sich prinzipiell gut ist und nur durch negative soziale und politische Einflüsse und Umstände an seiner natürlichen Selbstentfaltung gehindert wird? Wie lässt sich die biblische Rede von dem Menschen als Sünder von Geburt – ja vom Anfang der Geschichte an – mit einer „gesellschaftsfähigen“ Vorstellung vom grundsätzlich lebensorientierten und liebesfähigen Menschen vermitteln?²

Aber selbstverständlich nicht nur die traditionelle Lehre vom *Menschen* ist für das neuzeitliche Denken schwer nachvollziehbar geworden, sondern zugleich und vor allem die für die christliche Tradition zentrale Lehre von *Christus* – die Christologie – wie das darin eingeschlossene Bekenntnis zu der „Menschwerdung Gottes“ in der Person Jesus von Nazareth. Dabei könnte man von „Gott“ an sich durchaus noch sprechen, und die Vorstellung von einem letzten Grund des Seins, von einem höheren Wesen, von dem Prinzip des Lebens oder dem Ideal der Liebe möchte wohl kaum jemand in seiner Weltanschauung missen. Im Dialog mit anderen Religionen ist die Rede von „Gott“ aber auch in ganz banalen Zusammenhängen wie bei der Floskel vom „Wettergott“ oder dem „Fußballgott“. Einem Trost und Geborgenheit suchenden Kind mag man noch vom

¹ Grundlagenreferat bei einer Schulleitertagung am 7. März 2013 in Herrenberg (Baden-Württemberg).

² Vgl. zum Ganzen ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Vergebung der Sünden, in: DERS.: Gesund im Glauben, Grundlagen des Glaubens 4, Holzgerlingen 2011, 69-85.

„Lieben Gott“ erzählen und in der Stunde eigener Krankheit und Not sich auch durchaus selbst ein ungewohntes Gebet zum Himmel abringen. Im Allgemeinen aber ist unsere Rede von Gott in der Neuzeit eher unspezifisch und übertragen gemeint. Die Vorstellung von Gott als einer allmächtigen und in Raum und Zeit hinein handelnden Person, die in Jesus von Nazareth menschliche Gestalt angenommen hat, erscheint daneben eher als überholt und anstößig.

Nicht nur im Hinblick auf unser *Menschenbild* hat sich seit der Aufklärung Entscheidendes geändert, sondern ganz grundlegend auch in Hinsicht auf unser *Gottes- und Weltbild*, unser Verständnis von Natur und Geschichte. Die alten Duale von Himmel und Erde, Gott und Mensch, Transzendenz und Immanenz wurden abgelöst durch ein Weltbild, das den Menschen selbst als Mittelpunkt der Welt und der Geschichte, der Vernunft und der Lebensgestaltung sieht. „Ich denke, also bin ich!“, „Ich handle, also bin ich!“, „Ich fühle, also bin ich!“ sind die Bekenntnisse des neuzeitlichen Menschen, der sich selbst als unabhängiges Subjekt seines eigenen Lebens erkannt hat. Nicht einen fremden Willen oder eine vorgegebene Bestimmung hat er zu verwirklichen, sondern vielmehr sich selbst und das von ihm als zuträglich Erkannte.³

I Befreiung von einem düsteren Menschenbild?

Dass die Ablösung des alten Denkens mit seiner Vor- und Überordnung Gottes über den Menschen von vielen als Befreiung empfunden worden ist, erklärt sich zum Teil aus den traditionellen theologischen Verknüpfungen und anthropologischen Implikationen, die sich oft gerade bei ausgeprägter Frömmigkeit eingeschlichen hatten. Dann wurde aus dem Gegenüber von Gott und Mensch ein Dualismus von Gut und Böse, Licht und Finsternis, Kraft und Schwachheit, Wahrheit und Lüge, der den Menschen jeweils auf sein Unvermögen, seine Vergänglichkeit und Schuld reduzierte. Eine Erziehung in diesem Geiste konnte es sich zum Ziel nehmen, den Kindern den angeborenen Geist der Auflehnung auszutreiben und sie zur konsequenten Ein- und Unterordnung anzuhalten. Wenn das „Selbst“ des Menschen als das eigentliche Problem gesehen wurde, lagen in der Unterwerfung des „Ich“ und in der „Selbstverleugnung“ die wahren Ziele der Persönlichkeitsentwicklung. Und wenn der eigene Wille und die Selbständigkeit als Auflehnung verstanden wurden, dann galt es als erklärtes pädagogisches Ziel, dem Kind „den Willen zu brechen“ und es mit allen Mitteln – gegebenenfalls auch mit Anwendung von körperlicher Züchtigung – zum Gehorsam gegenüber einem übergeordneten Willen anzuhalten.⁴

³ Vgl. ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Selbstverleugnung oder Selbstverwirklichung?, in: DERS.: Glaube, der erwachsen wird, Holzgerlingen ⁷2008, 88; ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Du liebst mich, also bin ich. Gedanken, Gebete und Meditationen, Holzgerlingen ¹⁶2013.

⁴ Man denke nur exemplarisch an TILMANN MOSERS energische Auseinandersetzung mit seiner Erfahrung von Religion in MOSER, TILMANN: Gottesvergiftung, Frankfurt a. M. 1976. Vgl. aber

Angesichts einer solchen sogenannten „schwarzen Pädagogik“ musste das Weltbild der Aufklärung und das Menschenbild der Neuzeit geradezu als Erlösung aus der Sklaverei und Befreiung von der Unterdrückung erscheinen. Nicht eine fremde Macht, nicht ein Gott oder seine irdischen Stellvertreter prägten weiterhin die Geschichte und das eigene Leben, sondern der sich selbst erkennende und bestimmende Mensch. Dieser muss sich nun nicht mehr anderen Normen und Vorstellungen unterwerfen, muss nicht mehr Rücksicht nehmen auf vorgegebene Maßstäbe, sondern er kann sich selbst und seine Kriterien eigenständig schaffen und verwirklichen. An die Stelle des Schuldbewusstseins tritt der Durchsetzungswille, und an die Stelle der Rücksicht auf fremde Interessen die Selbstbehauptung. Der Mensch muss nicht länger als „böse“ und „schuldig“ beurteilt werden, denn er kommt mit guten Anlagen und unschuldig auf die Welt. Diese guten Anlagen gilt es in der Pädagogik lediglich zu *entfalten* und das eigentliche „Selbst“ gilt es zu *entwickeln*. Denn der Mensch wird als von seiner Anlage her gut bestimmt; alles, was er zu seiner Entfaltung braucht, ist bereits in ihm angelegt; es darf nur nicht behindert werden. Böse und unsozial machen ihn ausschließlich eine unangemessene, an alten Normen orientierte Erziehung und abträgliche soziale und politische Verhältnisse. An die Stelle, die in einem früheren Weltbild Gott einnahm, tritt nun der Mensch selbst, der zu erkennen meint, dass nicht Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde erschuf, sondern dass vielmehr er selbst, der Mensch, in seiner früheren Unreife und Ängstlichkeit die Vorstellung von Gott erschaffen habe.

I Schöpfungstheologie statt Kreuzestheologie?

Freilich gibt es auch für eine Theologie im Geiste der Aufklärung noch Möglichkeiten, biblische Vorstellungen und traditionelle Muster für die neue Sicht vom Menschen auszuwerten und so die jüdisch-christliche Überlieferung auch für die eigene Sache noch fruchtbar zu machen. Dazu wurde *erstens* immer wieder die *Schöpfungstheologie* angeführt, da sie – im Unterschied zu einer erlösungs- und versöhnungsbetonten *Kreuzestheologie* – leichter mit dem ungebrochenen Selbstbewusstsein des modernen Menschen vermittelbar erscheint. Nach dieser Deutung geht es freilich bei der Schöpfungserzählung nun nicht um das Gegenüber von Schöpfer und Geschöpf, sondern vielmehr um den Menschen als das Ebenbild Gottes, und das heißt dann: als sein Stellvertreter und seine Verkörperung auf Erden, als Herrscher über die Schöpfung und das Leben. In der Rede von der „Gottebenbildlichkeit“ meint man die eigene Sicht vom Gutsein und dem unverbrüchlichen „göttlichen“ Kern, den es nur freizulegen gilt, wiederzuerkennen. In der Zeit der Abwesenheit Gottes – oder wie es zugespitzt auch schon formuliert wurde: „nach dem Tode Gottes“ – tritt der „gottgewordene“ Mensch an dessen

dann differenzierter MOSER, TILMANN: Von der Gottesvergiftung zu einem erträglichen Gott. Psychoanalytische Überlegungen zur Religion, Stuttgart 2003.

Stelle und übernimmt die Verantwortung für sich selbst, für die Schöpfung und die Geschichte. Während die biblische Schöpfungsgeschichte in 1 Mose 1-3 gerade die Widersprüchlichkeit des Menschen veranschaulicht, der in seinem Verlangen nach Gottgleichheit und Erkenntnis von Gut und Böse sein eigenes Menschsein und sein Leben gefährdet, propagiert eine Schöpfungstheologie ohne das Gegenüber von Gott und Mensch, von Schöpfer und Geschöpf letztlich die vertraute und verführerische Botschaft: „Ihr werdet sein wie Gott!“⁵

Nun können wir ganz unbestreitbar gar nicht genug darauf aufmerksam machen, dass wir als Menschen selbst für unser Leben und diese Welt verantwortlich sind, dass wir uns nicht mit einer übergeordneten Wirklichkeit und mit vorgegebenen Normen entschuldigen dürfen. „Hier und jetzt“ sollen wir leben, unsere Möglichkeiten ergreifen und unsere Ziele verwirklichen. Jedoch lässt uns die pathetische Rede von den unbegrenzten Möglichkeiten, der optimistischen Selbsteinschätzung und der unbedingten Entscheidung auch gelegentlich ins Schlingern geraten. Dann torkeln wir zwischen illusorischen Allmachtsphantasien und unrealistischen Ohnmachtsgefühlen auf dem Boden der Wirklichkeit. Der Rausch des Machbaren hinterlässt bei uns einen schmerzhaften Kater des Versäumens, des Versagens und der verpassten Möglichkeiten. Denn wenn unsere ganze Zukunft ausschließlich in unserer Hand liegt, dann sind wir auch in Hinsicht auf unsere verfehlte Gegenwart, die wir als unerlöste Vergangenheit weitertragen, gänzlich auf uns allein gestellt.

2 Das Vorbild Jesu von Nazareth

Der *zweite* Bereich theologischer Umsetzung der neuzeitlichen Idee vom selbständigen und selbstbestimmten „göttlichen“ Menschen findet sich in der Orientierung an dem *vorbildlichen Menschen Jesus von Nazareth*. Dieser verkörpert in diesem Zusammenhang freilich nicht etwa den *Mensch gewordenen Gott*, sondern vielmehr den *Gott gewordenen Menschen*. Jesus repräsentiert den gegen alle falsche Rücksichten und überholte Normen sich auflehrenden Menschen, der sich selbst und seine Ideale verwirklicht und durchsetzt. In seiner unbestechlichen Rede, in seinen radikalen ethischen Forderungen und in der Konsequenz seines ethischen Handelns kann er – auch ohne jeden religiösen Überbau – als Vorbild für das wahre Menschsein gelten. Ja als der erhöhte „Christus“, dessen Botschaft und Sache auch sein eigenes Sterben am Kreuz weit überlebte, kann er geradezu zur Chiffre für das „Selbst“ werden, das jeder in seinem eigenen Leben gegen alle Außenbestimmung, in Überwindung aller Entfremdung und trotz aller Leiderfahrung zu entfalten hat.

Freilich könnte man einräumen, dass eine Orientierung an dem *Menschen Jesus* so falsch ja nicht sein kann und wir uns für unsere heutige Gesellschaft gar

⁵ Vgl. zum Ganzen, PETERS, A.: Art. Bild Gottes IV, TRE 6, 506-515, spez. 508-510.

nichts Besseres wünschen können, als dass sich möglichst viele Menschen die Ethik und das Verhalten Jesu zum Vorbild nähmen.⁶ Die Probleme beginnen aber auch hier wieder bei der Verkenning der eigenen Voraussetzungen und der Überschätzung der eigenen Möglichkeiten. Im jugendlichen Überschwang mögen wir noch für unser vor uns liegendes Leben an die Machbarkeit des Unmöglichen und die grundsätzliche Veränderbarkeit der Welt glauben – und wer von uns wäre nicht voller Illusionen und guter Vorsätze aus seiner Ausbildungsphase in die Praxis gegangen? Aber spätestens bei der Umsetzung unserer Ideale im Alltag wird uns bewusst, dass wir uns nicht nur hinsichtlich unserer eigenen Kraft und Möglichkeiten, sondern zugleich auch im Hinblick auf die Gebrochenheit und Widersprüchlichkeit der Realität – und damit auch der uns anvertrauten Menschen – Illusionen gemacht haben. Sollen wir unser einheitliches, ideales Weltbild unter Verleugnung unserer eigenen Wirklichkeit dennoch festhalten und unsere Erfahrung und Selbstwahrnehmung weiterhin durch Appelle und Durchhalteparolen übertönen? Oder wird der sprichwörtliche „Praxisschock“ uns so abstumpfen lassen, dass wir nicht nur unsere überzogenen Ideale, sondern auf Dauer auch unsere notwendige berufliche Perspektive und uns selbst aufgeben?

Ob wir die Verpflichtung auf das Vorbild Jesu von Nazareth eher konservativ als konsequente „Leidensnachfolge“ und „Gehorsam“ Christus gegenüber bestimmen oder eher liberal bzw. neuhumanistisch von der Orientierung an dem wahren Menschen Jesus sprechen, in jedem Fall führen wir uns selbst und die Menschen, die uns anvertraut sind, in die *programmatische Selbstüberforderung*. Was ist mit der Erfahrung von Versagen und Schuld, was mit der Wirklichkeit der eigenen Grenzen und der Zwiespältigkeit selbst der gut gemeinten Handlungen? Wo bleibt unser Veränderungspathos, wenn wir in unveränderten Situationen bei veränderungsmüden Menschen ausharren müssen? Wie können wir mit uns selbst und anderen umgehen, wenn die Orientierung an dem großen Vorbild eher die eigene Kleinheit und Inkonsequenz lähmend bewusst macht, als dass sie zu ethischer Größe und konsequenter Nachfolge motiviert?

3 Die menschliche Wirklichkeit Gottes

Nun liegt das Geheimnis dessen, was in den Evangelien des Neuen Testaments von Jesus von Nazareth berichtet wird, gerade nicht in der *Verklärung göttlicher Möglichkeiten eines Menschen*, sondern vielmehr in der *Verherrlichung der menschlichen Wirklichkeit Gottes*. Um es mit den Worten des bekannten Johannesprologs (Joh 1, 1. 14) zu sagen: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. ... Und das Wort ward Fleisch (d.h. ein vergänglicher, sterblicher Mensch) und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit

⁶ Vgl. zur übersichtlichen Darstellung der Geschichte der Frage nach dem „Historischen Jesus“ und zu einem aktuellen Gesamtentwurf: G. THEISSEN, GERD/MERZ, ANNETTE: Der historische Jesus. Ein Lehrbuch, Göttingen 2011.

als des einzig geborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Es mag manche überraschen, dass angesichts der Schwächen des neuzeitlichen Menschenbildes ausgerechnet eine dogmatisch „hohe“ Christologie die Lösung bringen soll.⁷ Aber in der Tat ist gerade die Christologie, die im Himmel beginnt, diejenige, die auch wirklich die Erde erreicht; und es ist die Botschaft von der Menschwerdung Gottes in seinem eigenen Sohn, die Menschen in der „Götterdämmerung“ der eigenen Entlarvung und Ernüchterung trösten und ermutigen kann.

Aber wie wird Jesus Christus verstanden, wenn er als das einzigartige Schöpfungswort und die Selbstmitteilung Gottes, wenn er als „der Sohn Gottes“ selbst bekannt wird? Wie in allen Erzählungen, Reden und Dialogen deutlich wird, soll er als eine *Person*, nicht aber als ein Mensch „wie du und ich“ erkannt werden. Er gilt vielmehr als die persönliche Gegenwart und Zuwendung *Gottes*. Denn alles, was von Christus im Evangelium bekannt wird, ließe sich von keinem Menschen, sondern theologisch gesprochen nur von *Gott selbst*, philosophisch gesprochen nur von „dem Sein“ und „letzten Grund“, „dem Leben“ und „der Liebe“ selbst aussagen. Christus ist nicht nur einer von Millionen Lebenden, sondern alles geschaffene Leben gründet in ihm und hat an seinem Leben teil, sodass er selbst als „das Leben“ (Joh 1, 3 f; 11, 25 f; 14, 6) verstanden wird. Er hat nicht nur erhellende Worte und ist nicht nur eine lichtreiche Persönlichkeit, sondern er ist selbst „das Licht“, in dem alles besteht und lebt (Joh 1, 4; 8, 12). Er spricht nicht nur die Wahrheit und lehrt nicht nur Verbindliches, sondern er ist selbst „die Wahrheit“ (Joh 14, 6) und damit Maßstab und Kriterium der Wirklichkeit. Er ist nicht nur ein „Seiender“, sondern „das Sein“ selbst, nicht nur ein „Liebender“, sondern die „Liebe in Person“, denn „Gott ist die Liebe!“ (1 Joh 4, 8. 16).

4 Der Mensch als Beziehungswesen

Bei einer so tiefgründigen Bestimmung der Menschwerdung Gottes erscheint auch das Gegenüber von Gott und Mensch in einer völlig anderen Perspektive. Es geht bei dem Menschenbild des Evangeliums nicht primär um ethisches Versagen und moralische Schuld, nicht um Minderwertigkeit und Unmündigkeit. Vielmehr wird das Angewiesensein des Menschen auf Gott als ein ganz grundsätzliches und prinzipielles verstanden. Der Mensch ist als Geschöpf auf Gott als seinen Schöpfer angelegt – und dies ganz selbstverständlich, und nicht nur aufgrund von Scheitern und aus Verlegenheit. Als Ebenbild Gottes ist er ganz grundlegend als Gegenüber verstanden und durch das Bezogensein auf das Du konstituiert. Als Lebender bedarf er stets des Lebens und könnte ohne dies nicht einen Augenblick alleine leben. Die Seienden partizipieren am Sein; und die Liebenden verkörpern die Liebe.

⁷ Vgl. zum Ganzen ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Die Anfänge trinitarischer Rede von Gott im Neuen Testament, in: DERS.: Kyrios Jesus. Perspektiven einer christologischen Theologie, Neukirchen-Vluyn 2011, 2-22.

Daraus ergibt sich zwangsläufig eine vertiefte anthropologische Gesamtsicht: Der von Gott geschaffene und von ihm in die Gemeinschaft gestellte Mensch existiert nicht an sich und unabhängig von anderen, sondern er lebt in konkreten Beziehungen, im Angesprochensein und Sprechen, im Mitteilungsgeschehen zwischen Gott und seinem Volk. Was unserer individualistischen Tradition durchaus fremd erscheinen mag, ist für die biblischen Traditionen konstitutiv – d. h. wesentlich und grundlegend: Der Mensch ist für das „Wir“ geschaffen, für die lebensfördernde und heilvolle Gemeinschaft. Haben die einzelnen Mitglieder eine solche zuträgliche Beziehung, dann herrscht im gefüllten Sinn „Frieden“ – „Schalom“. Denn wenn der Mensch *ist*, dann ist er *in Beziehung*. Menschsein ist immer Menschsein in Beziehung; und die Humanität des Menschseins gründet in ihrer Beziehungswirklichkeit und Beziehungsgewissheit.⁸ Mit dem Verlust seiner lebensstiftenden und -tragenden Beziehungen ist das Leben eines Menschen selbst gefährdet. Der Beziehungslose würde seine Lebensgrundlage verlieren, der von Gott und Menschen Verlassene sähe sich von der Todessphäre bedroht.

Dem entsprechend wird auch die Frage nach dem Wesen und der Identität des Menschen in der biblischen Überlieferung nicht mithilfe einer – aus griechisch-hellenistischer Tradition bekannten – „Substanzontologie“ entfaltet, sondern auf der Grundlage einer „Beziehungsontologie“. Leib, Seele und Geist beschreiben nicht verschiedene „Bestandteile“ des Menschen, die man an sich betrachten und gesondert bestimmen könnte. Sie bezeichnen vielmehr jeweils den ganzen Menschen in seinen verschiedenen Beziehungen und Zugehörigkeiten. Die Frage: „Was ist der Mensch?“, wird nicht durch die Aufzählung von selbständigen Bestandteilen oder grundlegenden Stoffen beantwortet, sondern durch die Bestimmung der ihn konstituierenden Bezüge. Der „Geist“ des Menschen ist nicht *etwas* im Menschen, sondern der Mensch selbst als das Subjekt im Wir der Gottesbeziehung.⁹

So kommt das Gegenüber von Gott und Mensch gerade nicht als lebenshinderlich und abwertend in den Blick, sondern umgekehrt als lebensfördernd und aufwertend. Der Mensch ist auf Beziehung hin angelegt und kann sich als das isolierte Ich gerade nicht in angemessener Weise selbst entfalten. Ob der Mensch sich selbst und sein Leben als bedeutsam und wertvoll empfindet, hängt weniger von seinem eigenen Reichtum, gesellschaftlichen Status oder Schätzwert ab als vielmehr von der Wertschätzung und Anerkennung, die er persönlich durch andere erfährt. In der Erfahrung von Liebe wird er liebesfähig und infolge von erlebter Zuwendung lernt er, sich selbst in ausgewogener Weise anderen zuzuwenden.

Nicht dass er schwach und angewiesen ist, erscheint dann als das Grundproblem des Menschen, sondern vielmehr, dass er mit dieser Offenheit und eigenen

⁸ Vgl. im Einzelnen ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Wenn die Liebe zum Leben wird. Zur Beziehungsgewissheit, Grundlagen des Glaubens 3, Holzgerlingen 2010.

⁹ Von elementarer Bedeutung war für diese Grundeinsichten biblischer Wissenschaft WOLFF, HANS WALTER: Anthropologie des Alten Testaments, München 1973 (NA Gütersloh 2010?).

Begrenztheit nicht wahrhaftig umgeht. Als „Sünde“ und „Verfehlung“ gelten nicht nur Abweichungen vom eigenen Selbstbild und Unzulänglichkeiten im eigenen Verhalten, sondern vielmehr die lebensabträgliche und liebeshindernde Verslossenheit gegenüber dem Gott, der als *das* Leben und *die* Liebe in Person verstanden wird. „Sünde“ ist somit im Kern die Trennung von Gott als dem Leben; und „schuldig“ wird der Mensch in seiner Verfehlung der Bestimmung zur verantwortlichen wechselseitigen Beziehung.

5 Liebenswertig oder würdig geliebt?

Nun sind mit den Kategorien der „Beziehung“ und der „Liebe“ die Missverständnisse hinsichtlich der göttlichen Hinwendung zum Menschen und der menschlichen Relation zu Gott noch keineswegs alle ausgeschlossen. Auch „personale Beziehungen“ können durchaus lebensabträglich sein, und es gibt Formen der Zuwendung, die alles andere als aufwertend und befreiend wirken. In der Sozialpsychologie und der Pädagogik haben wir die begriffliche Unterscheidung von „konditionierter“ und „nichtkonditionierter Annahme“ kennen gelernt. Wenn Zuwendung an das Wohlverhalten und die Wohlgefälligkeit des Gegenübers gebunden ist, dann sprechen wir von „bedingter“ Annahme, denn sie ist sowohl an „Vorbedingungen“ geknüpft als auch als solche „vorbehaltlich“. In Wahrheit bezieht sich eine solche Zuneigung nicht auf die Person selbst, sondern auf bestimmte Aspekte, Eigenschaften oder Qualitäten der Persönlichkeit. Die Wertschätzung gilt dann nicht dem Menschen an sich, sondern vielmehr seinen attraktiven Seiten und erwartungskonformen Verhaltensweisen. Da eine solche Art von Anerkennung und Liebe nicht bedingungslose Zuwendung ist, sondern in Wahrheit erarbeitet und erkaufte werden muss, enttäuscht sie nicht nur die „Ungeliebten“, sondern zugleich auch die vermeintlich „Geliebten“. Denn sie müssen „liebenswert“ sein, um die Zuwendung zu erlangen, die sie eigentlich voraussetzungslos brauchen; und sie müssen sich „liebenswertig“ verhalten, um die Aufwertung zu erfahren, die sie doch unbedingt auf ihre eigene Person beziehen wollen.¹⁰

Vielmehr gewinnen wir als Menschen unsere Zuversicht, unsere Sicherheit und unser Glück aus Beziehungen, in denen wir uns bedingungslos und umfassend geliebt und anerkannt wissen. Wenn wir erleben, dass wir uns nicht erst durch unser Verhalten als „liebenswert“ erweisen müssen, um Zuwendung zu empfangen, werden wir frei davon, uns nur von unseren Leistungen her zu verstehen und uns von unseren Erfolgen abhängig zu machen. Es gibt keine Voraussetzungen mehr, die wir in unserem Leben zuerst erfüllen müssen, um Anerkennung und Liebe zu gewinnen, sondern die Liebe selbst wird zur Voraussetzung und Grundlage unseres Lebens. Das „eigentliche“ Lebensglück steht dann nicht

¹⁰ Vgl. zum Ganzen ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Geliebt, erkannt und anerkannt. Zum Wesen der Liebe, in: DERS.: Liebe zum Leben (wie Anm. 8), 111-122.

länger in eine unbestimmte Zukunft hinein aus, sondern es kann hier und jetzt gewonnen und gestaltet werden. Auf diese Weise müssen wir nicht fortwährend der Anerkennung nachjagen und ständig neue Bedingungen erfüllen, von denen wir unser Glück abhängig machen, sondern wir können anfangen zu *sein*.

Wenn wir erleben, dass die Liebe eines anderen nicht nur unseren „liebenswerten“ Seiten, sondern *uns selbst* umfassend gilt, bekommen wir den Mut, uns zunehmend auch mit unseren Schattenseiten auseinander zu setzen und uns zu sehen, wie wir wirklich sind. Wir müssen ja nicht länger fürchten, durch unsere Wahrhaftigkeit und Offenheit die Zuneigung wieder zu verlieren. Im Gegenteil, weil *wir* geliebt werden und nicht nur die Rollen, die wir spielen, kann es die Beziehung nur vertiefen, wenn wir dem anderen und uns nicht länger etwas vormachen, sondern ehrlich werden.

So bewirkt gerade die Liebe, die uns bejaht, wie wir sind, dass wir uns verändern, und die unbedingte Annahme bringt uns dahin, dass wir ihr zunehmend auch durch unser Verhalten entsprechen. Nichts ist für uns überwältigender als die Erfahrung uneingeschränkter Liebe. Sie ist – gerade indem sie voraussetzungslos und bedingungslos gilt – für uns so *folgenreich* und *prägend* wie kein anderes Erleben.

6 Von der unbedingten Zuwendung Gottes

Wenden wir diese Differenzierung von „bedingter“ und „unbedingter Annahme“, von „konditionierter“ und „nicht konditionierter Zuwendung“ auf die verschiedenen Vorstellungen von Glauben und auf die unterschiedlichen Ausformungen des Gottes- und des Menschenbildes an, dann mögen die Beispiele für eine *vorbehaltlich* erlebte religiöse Anerkennung und eine *konditionierende* und gesetzlich *einschränkende* Frömmigkeit empirisch durchaus überwiegen. Wie soll ein fehlbarer Mensch sich auch gegenüber einem als vollkommen vorgestellten Gott so profilieren, dass er vor ihm als gerecht erscheint? Wie kann ein Mensch die anstrengende Rolle des Liebenswerten und Liebenswürdigen vor einem Gott durchhalten, dessen vornehme Eigenschaft es ist, selbst die Gedanken und das Herz der Menschenkinder zu durchschauen? Nicht befreiend, sondern erdrückend wie ein übermächtiger strenger Vater wirkt dann das Gottesbild auf den, der ihm entsprechen will. Und der Vergleich mit der Vollkommenheit und Vorbildlichkeit Jesu von Nazareth wird den, der sich aus eigener Kraft so redlich, aber aussichtslos um Nachahmung und Anerkennung bemüht, in *Selbstbetrug* oder *Verzweiflung* treiben. Diese Art der Konditionierung hat die Frömmigkeit jahrhundertlang – und teilweise bis heute – gefesselt und gekettet.

Die grundlegende reformatorische Erkenntnis Martin Luthers von der „Rechtfertigung des Menschen durch Gott allein im Glauben, allein aus Gnade und allein in Christus“ lässt sich kaum treffender als mit dieser Differenzierung von konditionierter und nicht konditionierter Annahme entfalten. Es geht auch hier um die prinzipielle Alternative: Wird der Mensch „gerechtfertigt“ und an-

erkannt, weil er sich durch seine Gesinnung und sein Verhalten als „gerecht“ – d.h. den Vorgaben und Normen entsprechend – erwiesen hat, oder wird er durch Gottes Zuwendung und Gnade voraussetzungslos „freigesprochen“ und in das „richtige“ – d.h. „gerechte“ – Verhältnis zu Gott versetzt? Liebt Gott den Menschen, insofern sich dieser als liebenswürdig zeigt und liebenswert verhält, oder erkennt sich umgekehrt der Mensch als wertvoll und würdig, weil er sich von Gott geliebt und durch seine Zuwendung wertgeschätzt weiß?

Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes und von der Inkarnation seines Wortes wurde von Anfang der Evangeliumsverkündigung an als unmissverständliches Zeugnis von Gottes voraussetzungsloser und unbedingter Zuwendung zur „Welt“ – d.h. zu einer Gott gegenüber verschlossenen und ihm nicht zugewandten Menschheit – verstanden: „Denn so hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ (Joh 3, 16f).

In dem Maße, wie wir andere wertschätzen, teilen wir uns ihnen mit. Wir schenken denen, die wir lieben, Zeit, Aufmerksamkeit, Zuwendung und Vertrauen. Sosehr wir uns schon in jeder unserer Mitteilungen auch ein Stück selbst mitteilen, sosehr gilt es als herausragendes Merkmal einer unbedingten Zuneigung und unbegrenzten Liebe, wenn wir die Bereitschaft haben, jemandem nicht nur Zeit, Geld oder Worte zu schenken, sondern uns selbst offen und ungeschützt mitzuteilen. Wir erkennen die gegenseitige Liebe an der Bereitschaft zur persönlichen Hingabe. Und wenn jemand bereit ist, für die, die er liebt, sogar sein eigenes Leben einzusetzen, sprechen wir von einer grenzenlosen und unbedingten Liebe. Oder wie es Jesus zu seinen Jüngern als seinen Freunden beim Abschied vor seiner Gefangennahme formulierte: „Niemand hat größere Liebe als die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde“ (Joh 15, 13).

7 Von der Würde des geliebten Menschen

Worin liegt also die Bedeutung des zentralen christlichen Bekenntnisses von der Menschwerdung Gottes und seiner Zuwendung in Christus für das Menschenbild? Von vielen möglichen Gesichtspunkten kamen für uns vor allem zwei Aspekte in den Blick: *Erstens* wird die Erfahrung der unbedingten und voraussetzungslosen Selbstmitteilung Gottes und seiner persönlichen, verbindlichen Hingabe an die Welt als Ausdruck einer grenzenlosen Zuwendung und Wertschätzung erfahren. Die Bereitschaft zur Menschwerdung Gottes steht für die vorbehaltlose und nicht konditionierte Liebe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen, des himmlischen Vaters zu seinen Kindern, des Christus zu seinen Freunden. Die Frage, wie sich Gott als das Sein und die Liebe zu seinen Menschen in ihrem Angewiesensein und ihrer Bedürftigkeit verhält, ist nicht offen, sondern eindeutig und überwältigend zu unseren Gunsten entschieden.

Zugleich und *zweitens* ist mit der theologischen Erkenntnis, dass in Jesus von Nazareth Gott selbst in menschlicher – d.h. angewiesener und vergäng-

licher – Gestalt unter uns wohnte und unsere Schwachheit und Sterblichkeit mit uns teilte, eine grundlegende *Veränderung der menschlichen Situation* und des *Weltbildes* verbunden. Das Gegenüber von Gott und Mensch, Allmacht und Schwachheit, Liebe und Bedürftigkeit, Ewigkeit und Vergänglichkeit muss nicht länger verleugnet und kompensiert werden, weil die scheinbaren Gegensätze in der Selbsthingabe Gottes *versöhnt* sind. Selbstentfaltung des Menschen und Verherrlichung Gottes bilden keinen Gegensatz mehr, weil sich der Schöpfer in der Lebensentfaltung seiner Geschöpfe verherrlicht und die Geschöpfe in ihrer Offenheit und Zugewandtheit gegenüber dem Schöpfer zu sich selbst finden.

In der *Christuserkenntnis* kommen *Gotteserkenntnis* und *Selbsterkenntnis* des Menschen zu einer lebenseröffnenden *Vermittlung*. Gott kam zu den Menschen, damit die Menschen endlich zu Gott kommen; Christus wurde arm und verachtet, damit wir an seinem Reichtum und an seiner Herrlichkeit teilhaben können. Das Leben scheute den Tod nicht, so dass in Zukunft keiner mehr ohne Hoffnung auf sein Leben sterben muss. Das Licht scheint in der Finsternis, so dass die, die der Dunkelheit ausgeliefert waren, nunmehr inmitten ihrer Welt den Glanz und die Herrlichkeit – nicht nur eines Menschen, sondern – ihres Gottes sehen.

Was beide Aspekte – den der Offenbarung des *Gottesbildes* und den der Verwandlung des *Welt- und Menschenbildes* – verbindet, ist die Betonung einer ungekannten *Würde und Anerkennung des Menschen*, die nicht erst durch die eigene Selbstentfaltung gewonnen werden müssen und die auch durch die eigene Unzulänglichkeit nicht widerlegt werden können. Indem Gott seiner Welt nicht nur Worte, sondern sein eines und entscheidendes Wort in Person mitgeteilt hat, vermittelt er ihnen eine *Wertschätzung und Bedeutsamkeit*, die sie zuvor nicht ahnen konnten.¹¹ In dieser Gestalt uneingeschränkter Selbsthingabe Gottes findet der Mensch gerade in der Wahrnehmung *Gottes* uneingeschränkt zu sich *selbst*.

Dass die Erkenntnis dieser voraussetzungslosen Zuwendung Gottes gleichwohl *nicht folgenlos* bleiben kann, sondern ihrerseits zur *Erwiderung* der Anerkennung und zur *Weitergabe* einer solchen Wertschätzung drängt, ist gerade das Geheimnis einer nicht konditionierten Liebe. Denn während die *bedingte* Liebe den Menschen daran hindert, so zu werden, wie es von ihm erwartet wird, bewirkt die *bedingungslose Wertschätzung und Anerkennung*, dass der Mensch ihnen so entsprechen will, wie es gar nicht als Bedingung verlangt wurde.

Freilich erscheint eine „Selbstentfaltung“ in diesem Sinne nicht mehr als Ausdruck einer verzweifelten Suche nach Anerkennung und Selbstbehauptung oder als Selbstüberforderung angesichts überzogener und „gesetzlicher“ Normen, sondern als ein ganz neues und in Dankbarkeit, Liebe und Einsicht gegründetes Gebot der Stunde: „Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr euch untereinander liebt, wie ich euch geliebt habe, damit auch ihr einander lieb habt. Daran wird

¹¹ Vgl. zur Entfaltung ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Du bist ein Wunsch, den Gott sich selbst erfüllt hat, Holzgerlingen 2013.

jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ (Joh 13, 34f)

II Anerkennung, Toleranz und kritische Auseinandersetzung

Wenn der Mensch in dieser spezifischen Weise als ein Beziehungswesen verstanden wird und die ganz grundlegende Bedeutung von Wertschätzung und Anerkennung für seine Identität und Entwicklung erkannt ist, stellt sich umso dringlicher die Frage nach dem angemessenen Umgang mit anderen Menschen. Wäre es dann konsequent, jedem Menschen in jeder Hinsicht und ungeachtet seiner Überzeugung und seines Verhaltens tolerant zu begegnen? Bedeutet die Einsicht in die Bedeutsamkeit der Anerkennung den Verzicht auf kritische Auseinandersetzung und Distanzierung gegenüber Überzeugungen und Verhaltensweisen, die man in Hinsicht auf den Einzelnen und die Gemeinschaft als beziehungs- und lebensabträglich erkennt? Dazu bedarf es nun im zweiten Schritt einer klaren Differenzierung, die im Hinblick auf unsere gegenwärtige kirchliche wie gesellschaftliche Debatte sinnvollerweise durch eine Klärung des Verhältnisses von Toleranz, Anerkennung und kritischer Auseinandersetzung bzw. Distanzierung durchgeführt werden soll.

I Toleranz – Duldung oder Anerkennung?

Zur Verständigung sind dabei zunächst die Begriffe selbst in Hinsicht auf ihre biblischen Bezüge in den Blick zu nehmen. Was meinen wir mit „Toleranz“?¹² Verstehen wir den Toleranzbegriff zurückhaltend, dann denken wir an „Duldung“; bestimmen wir den Toleranzbegriff hingegen im gefüllten Sinne, dann beinhaltet er die umfassende „Anerkennung“ und „Annahme“ des Anderen. Ich erinnere mich daran, dass wir als Oberstufenschüler einmal einen dialektischen Aufsatz zu schreiben hatten, bei dessen Themenstellung es um eben diese Differenzierung ging: „Toleranz und Akzeptanz – bestimmen Sie beide Begriffe in ihrem Verhältnis zueinander“.

Begreifen wir Toleranz lediglich im Sinne von „Dulden“ und „Duldsamkeit“, dann mag das Wort einen leicht überheblichen und gönnerhaften Ton erhalten: Ein souveräner Herrscher gewährt jemandem Toleranz, er „duldet“ ihn mit seinen abweichenden religiösen oder politischen Überzeugungen. Diese Assoziation kann der Begriff Toleranz vor allem im europäischen Ausland auslösen, zumal er für sich genommen und wörtlich weder die Gleichheit noch auch die umfangliche Anerkennung voraussetzt.

¹² Vgl. prägnant Art. Toleranz/Intoleranz, RGG⁴, 458-470, hier III O. WISCHMEYER, 460f; IV M. OHST, 461-464; VII-IX R. PREUL, 465-469.

Aber es liegt auch eine Stärke in der zurückhaltenden Bestimmung als „Duldung“. Versteht man nämlich das Gebot der Toleranz quasi als Minimalforderung im Umgang mit dem Fremden und Andersartigen, dann ist es sowohl eher realisierbar als auch gesamtgesellschaftlich leichter zu plausibilisieren. Selbst der Nebengedanke der „Souveränität“ und der „Gewährung“ bringt zumindest zur Geltung, dass die Toleranzforderung auf Einsicht und Zustimmung abzielt und nicht auf Zwang und Unterdrückung. Für echte Toleranz wird geworben; sie kann nicht religiös, politisch oder ideologisch aufgenötigt werden. Auf diesen Aspekt des Bittens, Überzeugens und Werbens werden wir im Zusammenhang der Verkündigung und des Wirkens Jesu noch zurückkommen.

Gehen wir hingegen von einem vertieften Toleranzverständnis aus, dann bringt dies die Schwierigkeit mit sich, dass eine umfassende wechselseitige Anerkennung abweichender Überzeugungen, Normen und Wertsysteme viel schwerer zu begründen und zu realisieren ist. Dies gilt schon innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, wie viel mehr gesamtgesellschaftlich. Zudem bedarf eine umfassende Toleranzforderung unbedingt der Differenzierung, um nicht als pauschale Bejahung von allem und jedem und als utopische Egalisierung aller Verhältnisse und Beziehungen missverstanden zu werden. Es kann aber andererseits nicht strittig sein, dass Jesu Aufforderung zur Feindesliebe, zum Segnen derer, die verfluchen, und zur Fürbitte für die, die beleidigen, mehr beinhaltet als nur ein distanziertes Dulden oder auch ein Geltenlassen auf der Basis der Gegenseitigkeit (vgl. Lk 6, 27-36).

Wenn wir uns exemplarisch an der Verkündigung und Argumentation Jesu nach dem Lukasevangelium orientieren, können wir wohl drei Einsichten als weitgehend akzeptiert voraussetzen:

1. Eine Unterbestimmung im Sinne der Gleichgültigkeit gegenüber dem Anderen kann mit der hier zu behandelnden Toleranz nicht gemeint sein. Dieses gesellschaftlich verbreitete: „Ich habe dich gern, und du kannst mich auch gern haben!“, ist unserer nicht würdig.

2. Wir sind uns gemeinsam im Klaren, dass wir die Grundlagen und Voraussetzungen der Toleranz bedenken müssen. Es geht uns nicht um eine naive und pauschale Toleranzforderung. Die Toleranz bedarf der inhaltlichen und existentiellen Begründung.

3. Inzwischen hat sich sowohl aus theologischen Gründen wie auch aus sozial-psychologischer wie politischer Einsicht die Erkenntnis durchgesetzt, dass wir nicht von Toleranz sprechen können, ohne auch die Grenzen der Toleranz klar zu kennzeichnen. Eine naive und undifferenzierte absolute Toleranzforderung würde das Anliegen einer begründeten Toleranz nicht etwa fördern, sondern gefährden. Wer sich gegenüber einer radikal gelebten Intoleranz anderer nicht zu verhalten weiß, schadet nicht nur sich selbst, sondern auch den Grundlagen der Gemeinschaft, weil er die Intoleranz indirekt stärkt.

2 Gottes Annahme und Anerkennung

Nun mag man einwenden, dass das Hauptproblem einer biblischen Orientierung hinsichtlich unseres Themas darin zu sehen ist, dass der Begriff der „Toleranz“ als solcher in den Traditionen des Alten und des Neuen Testaments keine zentrale Rolle spielt. Diese Einschränkung lässt sich allerdings nur für die Vokabel selbst, nicht aber für den damit bezeichneten Sachverhalt formulieren. Wenn wir an die Begriffe „Geduld“ und „Langmut“, „Barmherzigkeit“ und „Gnade“, „Güte“, „Menschenfreundlichkeit“ und „Annahme“ denken, wird uns sofort deutlich, dass wir von der alttestamentlichen wie neutestamentlichen Wesensbeschreibung Gottes sprechen. In Güte und Geduld steht Gott zu seinem Volk Israel, und in Liebe und Barmherzigkeit wendet er sich der ihm gegenüber feindlich gesinnten Welt zu.¹³

Wenn wir den Toleranzbegriff allerdings an der biblischen Wesensbeschreibung Gottes messen wollen, gewinnen wir sowohl einen sehr hohen Maßstab für das Verständnis von „Annahme“ und „Anerkennung“ als auch zugleich sehr deutliche Differenzierungen. Denn einerseits wird Gottes „Dulden“ auf seine unbedingte Zuwendung und voraussetzungslose Liebe zu den ihn ablehnenden Personen zurückgeführt, aber andererseits beinhaltet die Bejahung der „Sünder“ keinesfalls die Verharmlosung, Anerkennung oder gar Bejahung ihrer „Sünde“. „Gerechtfertigt“ werden die *Gottlosen*, nicht aber ihre *Gottlosigkeit*; die kann gnädig vergeben und insofern geduldig ertragen werden – nicht aber „anerkannt“ und „gutgeheißen“. Die „Versöhnung“ Gottes bezieht sich auf die ihm feindlich gesinnten *Personen*, nicht auf deren erklärte *Feindschaft*; die soll gerade nicht „toleriert“ – d. h. anerkannt und bestätigt – werden, sondern überwunden.

Mit dieser *Differenzierung* von „Person und Werk“ ist nicht etwa eine *Trennung* beider oder eine Geringschätzung des gelebten Lebens und der Leistung gemeint, sondern eine klare Differenzierung zwischen der Person selbst und ihrem Verhalten. Gerade weil Gott die Menschen uneingeschränkt liebt, kann er das, was das Leben dieser Menschen einschränkt, keinesfalls „tolerieren“ – im Sinne von „anerkennen“ und „gutheißen“. So wird nicht nur Gottes „Toleranz“, sondern gerade auch seine „Intoleranz“ gegenüber dem, was Leben und Liebe gefährdet und zerstört, als Ausdruck seiner Liebe und nicht etwa als Unduldsamkeit oder Ablehnung erkannt.

So wenig wie Eltern bei der Erziehung ohne eine Differenzierung von „Person und Werk“ auskommen könnten, sondern die Zuneigung zu ihren Kindern mitunter gerade im Nichttolerieren eines gefährlichen Verhaltens erweisen müssen, so wird auch Gottes „Nein“ zu menschlicher Gefährdung und Zerstörung als Ausdruck seines „Ja“ zu den Menschen selbst verstanden. Denn wie sollte man ein verantwortliches Toleranzverständnis anders fassen, wenn z. B. kleine Kinder sich mit Küchenmessern streiten wollen?

¹³ Vgl. zum Ganzen ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Gott als Vater. Das zentrale christliche Gottesverständnis?, in: DERS.: Liebe zum Leben (wie Anm. 8), 49-87.

Entsprechendes ließe sich an der Differenzierung von *Liebe und Wahrheit* durchführen: Die Liebe gilt uneingeschränkt der Person; aber um eben dieser Liebe willen ist die Konfrontation mit der Wahrheit unumgänglich. Wir könnten auch an die Duale von *Zuspruch und Anspruch* Gottes erinnern oder von *Evangelium und Gesetz* – wobei mit „Gesetz“ im theologischen Sinne nicht etwa das Alte Testament oder die „Tora“ (d. h. die fünf Bücher Mose) insgesamt bezeichnet wird, sondern Gottes den Menschen bei seinem Verhalten behaftendes Wort.

3 Jesu Annahme der Sünder und die Integrationsleistung des Evangeliums

So liegt in der hoch differenzierten biblischen Bezeugung der Wertschätzung, Anerkennung und „Toleranz“ Gottes gewiss ein enormes Orientierungspotential für die Forderung nach zwischenmenschlicher Toleranz. Was eine Rückbesinnung auf die Zeugnisse der ersten Christinnen und Christen – und hier speziell auf das Lukasevangelium¹⁴ und die Apostelgeschichte – zudem als lohnend erscheinen lässt, ist die atemberaubende Integrations- und Inkulturationsleistung, die der frühen Kirche in den ersten Jahrzehnten ihres Entstehens abverlangt wurde.

1. Das, was Jesus in seiner offenen Zuwendung zu den „verlorenen Schafen“ in Israel – den sprichwörtlichen „Zöllnern und Sündern“ – seinen Jüngern und den Gerechten (Lk 5, 32; 15, 7) in Israel zumutete, musste nach deren Selbst- und Weltverständnis „Murren“ – als Reaktion auf ein „nicht tolerierbares“ Verhalten – provozieren (Lk 15, 2; vgl. 5, 27 ff; 7, 34; 18, 9 ff; 19, 1 ff). Aber nicht nur Jesu Annahme der Sünder in Israel, sondern auch seine – gerade von Lukas herausgestellte – Vorurteilsfreiheit gegenüber Samaritern (Lk 9, 51 ff; 10, 29 ff; 17, 11 ff) und seine für die Zeit ungewöhnliche Anerkennung und Aufwertung der Frauen (Lk 7, 36 ff; 8, 1 ff; 10, 38 ff; 13, 10 ff; 23, 26 ff) stieß auf Befremden und Widerstand.¹⁵

2. Diese Überlieferungen von Jesu Begegnungen und Tischgemeinschaften, von Jesu Worten und Gleichnissen gaben seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern auch nach Kreuz und Auferstehung ihres Herrn Maßstab und Vorbild, als die Verkündigung der angebrochenen Gottesherrschaft über Jerusalem und Judäa hinaus ihren Weg über Samarien bis zu den Heiden fand (vgl. Apg 1, 8; 11, 1 ff; 15, 1 ff). Können wir uns die Herausforderung für die überwiegend aramäisch sprechende Urgemeinde vorstellen, als sie erfuhr, dass sich nun auch griechisch sprechende Heiden auf ihren Herrn bezogen und ihren Gott der Väter mit „Abba, lieber Vater!“ anriefen? Bei diesem Übergang des Evangeliums

¹⁴ Vgl. zum Lukasevangelium ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Aspekte einer lukanischen Anthropologie am Beispiel von Lukas 7, 36-50, in: DERS.: Kyrios Jesus (wie Anm. 7), 119-134; ECKSTEIN, HANS-JOACHIM: Pharisäer und Zöllner. Jesu Zuwendung zu den Sündern nach Lukas 18, 9-14, in: DERS.: Der aus Glauben Gerechte wird leben. Beiträge zur Theologie des Neuen Testaments, BVB 5, Münster u. a. ²2007, 143-151.

¹⁵ Vgl. zum Ganzen programmatisch und grundlegend JEREMIAS, JOACHIM: Die Gleichnisse Jesu, Göttingen ¹⁰1984, 124-145; DERS.: Neutestamentliche Theologie, Gütersloh ⁴1988, 110-123.

von der jüdischen Urgemeinde in Judäa und Galiläa hin zu den aus Juden und Heiden zusammengesetzten gemischten Gemeinden in der griechisch sprechenden und denkenden Diaspora ist der „zweite Sitz im Leben“ dieser Jesusüberlieferungen zur Verteidigung der Annahme der Sünder zu erkennen.

3. Zur Zeit des Lukas- oder des Matthäusevangeliums selbst waren diese missionstheologischen Grundentscheidungen der Toleranz und Akzeptanz der ursprünglichen Heiden in der Gemeinde Jesu Christi längst vollzogen. Die Brisanz der vorbildlichen Hinwendung Jesu zu den Fremden, Andersartigen und Ausgegrenzten erwies sich nun vor allem bei der Frage des Umgangs mit denen, die als Glieder der Gemeinde abweichend von der eigenen Überzeugung dachten und handelten – oder auch unbestritten gefehlt hatten. So überliefert gerade Matthäus das Gleichnis „Vom Verlorenen Schaf“ im Zusammenhang einer Gemeinderede (Mt 18, 1-35), in der es anschließend um die Begründung der sieben- und siebenzigfachen – d. h. unbegrenzten – Vergebungsbereitschaft unter Brüdern geht. In dieser Einladung und Aufforderung zur innergemeindlichen Toleranz ist dann der „dritte Sitz im Leben“ der das Evangelium verteidigenden Verkündigung Jesu von der Güte seines himmlischen Vaters zu erkennen.

4 Die Verbindung des scheinbar Widersprüchlichen

Für unseren heutigen Kontext liegen Faszination und Herausforderung dieser vielfältigen Anwendung des Evangeliums Jesu in der Verbindung des für uns scheinbar Widersprüchlichen. Die Toleranzforderung erwächst nicht aus einer *Relativierung* der religiösen Überlieferungen und einer Tendenz weltanschaulicher *Vereinheitlichung*, sondern sie gründet umgekehrt in einer dezidierten eigenen *Glaubensgewissheit* und einem unbeirrten *Sendungsbewusstsein*. Die Kraft zur Toleranz erwächst aus der Glaubensfestigkeit und steht nicht im Gegensatz zu ihr. Das Evangelium hat von Beginn an nicht für eine Toleranz *trotz* des Glaubens, sondern *aus* Glauben geworben. Dabei wurde die Aufforderung zur Annahme und positiven Zuwendung nicht etwa nur auf diejenigen bezogen, die ihrerseits den Weg in die Glaubensgemeinschaft suchten, sondern ausdrücklich auch auf die, die nicht zu gegenseitiger Toleranz bereit waren und den an Christus Glaubenden ihrerseits mit Vorbehalt und Ablehnung begegneten. Hatte doch Jesus seine Jünger mit dem Hinweis auf die Barmherzigkeit ihres himmlischen Vaters sogar zur Liebe gegenüber den Feinden aufgerufen: „Liebet eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen; segnet, die euch fluchen; bittet für die, die euch beleidigen“ (Lk 6, 27 f. 38).

5 Das Werben für die Toleranz

Vergegenwärtigen wir uns, auf welche Weise Jesus selbst – und mit Bezug auf ihn die Evangelisten – sich für Anerkennung und Toleranz einsetzen, die mehr als „Dulden“ und nicht weniger als die „Annahme“ und „Anerkennung“ des An-

deren als Person bedeuten, dann fällt zunächst und vor allem die entgegenkommende, gewinnende, ja *bittende* Art der Argumentation und Darstellung auf. Wenn wir zu Anfang bei dem Begriff der Toleranz den Beigeschmack der Souveränität und Überlegenheit bemängelten, so findet er an dieser Stelle durchaus seine positive Entsprechung. Eine Toleranz im gefüllten Sinne von persönlicher Anerkennung und umfänglicher Annahme kann weder mit politischen Mitteln durchgesetzt noch ideologisch erzwungen werden; für eine solche Toleranz kann nur geworben werden; und eine solche Zuwendung wird in der Tat freiwillig und aus Liebe und Einsicht gewährt.

Dabei lassen sich gerade in den Gleichnissen Jesu drei verschiedene Weisen erkennen, in der er die zunächst ablehnend Reagierenden zu einer neuen Einstellung gegenüber dem Evangelium führt und sie damit zu einem grundlegenden Perspektivenwechsel und einer existentiell neuen Sicht einlädt.

1. Zunächst und vor allem wird der Blick auf Gott selbst und sein Wesen gelenkt: Gott ist wie ein Hirte, der selbstverständlich nach seinem verlorenen Schaf sucht; er ist wie ein liebender Vater, der in seiner Liebe gar nicht anders kann, als seinen wiederkehrenden Sohn vergebend in die Arme zu schließen (Lk 15, 1-32). Gott ist wie ein Gläubiger, dem es gefällt, die große, ja sehr große Schuld seiner beiden Schuldner von sich aus zu erlassen (Lk 7, 41 f). Damit werden die zunächst Verschlussenen dazu eingeladen, den eigenen Standpunkt einmal zu verlassen und dieselbe, zunächst befremdende Situation mit den Augen Gottes zu sehen. „So gütig und barmherzig ist Gott – zu dir und zu denen, denen du die Anerkennung und gleiche Würde bisher verweigerst!“ Darin spricht sich die tiefe Erkenntnis aus, dass Annahme vom Angenommen-Sein herrührt und das eigene Nach-Hause-Finden im Gefundensein gründet: „Dieser mein Sohn ... war verloren und ist gefunden worden!“ (Lk 15, 24. 32). Beziehungsfähigkeit gründet in Beziehungsgewissheit; und Beziehungsgewissheit bildet sich in erlebter Beziehungswirklichkeit aus. Die Fähigkeit zur Liebe erwächst aus der eigenen Erfahrung der Liebe; und es bedarf eines Gegenübers, um sich selbst und andere angemessen zu erkennen. Liebe kann nicht erzwungen werden, sie wird reflektiert!

2. Neben dieser Beschreibung des Wesens Gottes überrascht auch der Perspektivenwechsel im Blick auf die zunächst bedrohlich und fremd erscheinenden Anderen. Sie sind wie ein „verlorenes Schaf“, eine „verlorene Drachme“, ein „verlorener Sohn“ (Lk 15); ja sie sind wie „Kranke, die des Arztes bedürfen“ (Lk 5, 31) und wie „Verschuldete“, die nur noch auf Gnade hoffen können. Mit diesem Perspektivenwechsel werden die Besorgten in ihrer Einschätzung durchaus ernst genommen, und die nicht tolerierbare Voraussetzung wird keineswegs bestritten. Die Sünde der Sünder wird nicht verharmlost; und dennoch erscheinen sie plötzlich aus der Perspektive des barmherzigen Gottes unter dem Aspekt ihres Angewiesenseins. Auch dieser Perspektivenwechsel beinhaltet wieder eine unmittelbar einleuchtende Wahrheit. Angst und Aggression gründen in dem Eindruck der Bedrohung und Gefährdung; wer sich sicher

ist und sich nicht bedroht fühlt, der muss sich auch nicht aggressiv abgrenzen. Ein Feind, den man sich direkt vor Augen stellt, wirkt höchst bedrohlich; aber durch die Fähigkeit der Distanzierung wird die Gefahr entdämonisiert und auf ihr wirkliches Bedrohungspotential reduziert. Die Beschreibung der Schwachheit und des Angewiesenseins des Fremden, die die Befremdung nicht überspielt, sondern einbezieht, schafft die Voraussetzung für eine angstfreie Begegnung. So geht es letztlich um die Erübrigung von unbegründeter Angst, denn solange die Angst bestimmend ist, kann Toleranz nicht aufkommen. In der Verhaltensforschung würden wir von einer „Beißhemmung“ sprechen, die die Wahrnehmung der eindeutigen Unterlegenheit und Schwachheit des Anderen auslöst. So sind wir auch zutiefst bestürzt, wenn Menschen offensichtlich ohne jede sozial erlernte Hemmung sich an den Schwächsten und am Boden Liegenden aggressiv auslassen. Wie tief müssen die Verwundungen sein, wenn jemand ohne jede Situationsangemessenheit wie unmittelbar um sein Leben kämpfend um sich tritt!

3. Schließlich wird in den Gleichnissen und Auseinandersetzungen Jesu der Perspektivenwechsel auch dadurch herbeigeführt, dass die Vorurteile gegenüber den nicht Tolerten entlarvt werden und die Ablehnung gegebenenfalls als unbegründet erwiesen wird. So wird berichtet, wie die zuvor betrügerisch handelnden Zöllner Levi und Zachäus durch die Zuwendung Jesu in der Tat eine Lebenswende vollziehen und das Unrecht weit über Erwartung wieder gutmachen (Lk 5, 27 ff; 19, 1 ff); der „barmherzige Samariter“ beschämt mit seinem nicht berechnenden und vorurteilsfreien Handeln die vermeintlich Gerechten (Lk 10, 25 ff); der verlorene Sohn erweist sich vom Ende her als der tatsächlich vom Vater wiedergefundene (Lk 15, 11 ff); und die als Sünderin verachtete Frau reagiert in ihrer dankbaren Liebe so überschwänglich, dass ihre Zuwendung das an sich korrekte Verhalten des Gastgebers plötzlich als unzureichend erscheinen lässt (Lk 7, 36 ff). Das, was bisher als „Recht“ erschien, wird in jedem dieser Fälle durch die neue Perspektive des Handelns aus Liebe und Einsicht übertroffen. Und das generelle Ablehnen und pauschale Misstrauen den Andersartigen gegenüber wird als beschämendes Vorurteil erwiesen.

6 Mit den Augen Gottes sehen

All diese gewinnenden und bezwingenden Argumente des Evangeliums wollen letztlich einheitlich dazu einladen, jeweils den eigenen Standpunkt auf Gott und seine Barmherzigkeit hin zu verlassen und sich selbst und die Anderen neu und bleibend mit diesen Augen Gottes zu sehen. Denn das, was alle verbindet, ist ihre Zugehörigkeit zu dem Vater Jesu Christi – sie wissen es oder wissen es nicht. Und was die Suche des Hirten, der Frau oder des Vaters in Lukas 15 motiviert, ist allein, dass alles Verlorene in Wirklichkeit und umso mehr zu dem gehört, der es sucht. Der Wert liegt bereits in der Zugehörigkeit begründet und nicht erst im angemessenen Verhalten.

Was qualifiziert das verlorene Schaf für die Suche seines Hirten, und was trägt der verlorene Groschen zu seinem Gefundenwerden bei? Und wollten wir den verlorenen Sohn nach unserem Vorverständnis für seine Abkehr von den Schweinetrögen rühmen, so belehrt uns der begeisterte Freudenruf des Vaters, dass in Wahrheit „ein Toter lebendig wurde“ und „ein Verlorener gefunden“ (Lk 15, 24. 32). Wer würde nicht die Freude kennen, wenn etwas lange Gesuchtes plötzlich gefunden wird. Und wer kennt nicht das Bewusstsein des Entbehrens, wenn etwas dringend Benötigtes unauffindbar scheint. Mit der Einladung: „Freut euch mit mir!“ (Lk 15, 6. 9), wird nicht nur für Toleranz im Sinne von „Duldung“, sondern für gemeinsame Annahme und persönliche Wertschätzung und Anerkennung geworben.

Freilich wissen wir nur zu gut auch um die Möglichkeit der Verweigerung dieser Einladung und der Verhärtung gegenüber der Mitfreude mit Gott. So hat das letzte der drei Gleichnisse vom Verlorenen in Lukas 15 auch ein seltsames „Achtergewicht“, indem es von der zerknirschten Reaktion des vom Felde zurückkehrenden älteren Bruders berichtet. Er stört sich sichtlich an der Toleranz seines Vaters gegenüber dem jüngeren Bruder. Seine Intoleranz gilt allerdings nicht nur dem vergangenen *Verhalten* – da würde ihm der Vater durchaus Recht geben, indem er selbst den Heimkehrenden als zuvor „verloren“ und „tot“ beschreibt –, sondern bleibend und unversöhnlich der *Person* seines Bruders.

Vielleicht können wir aus diesem letzten, traurigen Gleichnisteil das Einschneidendste zum Thema Toleranz lernen. Gerade an diesem Beispiel der Verweigerung von Versöhnung und Annahme wird erkennbar, dass Toleranz nur aus der eigenen Gewissheit und Stärke erwächst. Der ältere Bruder war sich seiner eigenen Stellung und Wertschätzung durch den Vater offensichtlich zu wenig bewusst, obwohl sie – wie die Antwort des auch ihn bittenden und aufsuchenden Vaters eindrücklich zeigt – in Wirklichkeit nie gefährdet war: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein!“ (Lk 15, 31).

7 Toleranz aus Beziehungsgewissheit, Annahme auf Grund von Angommensein

Sosehr wir gesellschaftlich auch über die Notwendigkeit der Grenzen von Toleranz sprechen müssen und akzeptieren sollten, dass es Situationen gibt, in denen eine passive Duldung und naive Zulassung gerade die Voraussetzungen des Zusammenlebens und die Ermöglichung von Toleranz gefährden und zerstören, sosehr haben wir hier ein Beispiel für *unbegründete* Angst, aus der heraus eine *unangemessene* Intoleranz erwächst – unangemessen vielleicht nicht aus der Perspektive des sich betrogen fühlenden Bruders, wohl aber aus dem Blick des beide Söhne gleich liebenden Vaters. Aus dem Blickwinkel des Vaters gab es keinen Grund für Neid und Sorge, weil seine Liebe durch das Teilen nicht weniger wurde! Aber aus der subjektiven Sicht des älteren Bruders, der sich selbst offensichtlich von seinem eigenen Tun und dem Wert seiner Arbeit her verstand

(Lk 15, 29 f), bewirkte der aus der Fremde kommende Sohn Verunsicherung und Verlustangst. Um tolerant zu sein und in die Annahme und Anerkennung des Vaters einstimmen zu können, hätte der ältere Sohn sich seiner Beziehung zum Vater ganz gewiss sein müssen.

So gilt, dass Beziehungsgewissheit sowie eigene Überzeugung und Stärke nicht Gegenbegriffe zur Toleranz sind, sondern deren notwendige Voraussetzung. Wer *Solidarität* erreichen will, muss *Identität* stärken, und wer die *Sozialisation* ausbilden will, der muss den Raum für eine in Beziehung und Zuwendung ermöglichte *Individuation* schaffen. Indem Eltern sich ihren *Kindern* zuwenden und sie lieben, werden diese fähig, *Geschwister* zu sein; und wenn Geschwister sich gegenseitig annehmen können, lernen sie es, sich *Fremden* angstfrei und selbstbewusst zuzuwenden: „Da ging sein Vater heraus und bat ihn ... Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du solltest aber fröhlich und guten Mutes sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wiedergefunden“ (Lk 15, 28. 31 f).

Wie antwortet der ältere Bruder auf die eindringliche Bitte seines Vaters hin? Nun, die Antwort des Angesprochenen steht am Ende des Gleichnisses noch aus, weil es im Evangelium nicht um Fremdunterhaltung geht, sondern um eigene Lebensgestaltung. Die Zuhörenden können sich ihrer eigenen Antwort nicht entziehen und werden durch den Perspektivenwechsel von Jesus dazu angeleitet, sich selbst und andere mit den Augen seines Vaters zu betrachten.

8 Konsequenzen aus dem Evangelium von der Annahme

1. Die Begründung von Anerkennung und Toleranz wird im Neuen Testament auf dreifache Weise entfaltet. Grundlegend ist die *schöpfungstheologische* Argumentation. Die Barmherzigkeit des Vaters gilt allen Menschen als solchen, da sie alle Geschöpfe des einen Gottes sind. Wert und Würde jedes Menschen sind schon darin begründet, dass die Zugehörigkeit zu Gott sie als unentbehrlich und unverwechselbar erweisen. Ungeachtet ihres möglichen „Verloren-“, „Schuldig-“ oder „Krankseins“ – oder vielmehr gerade wegen ihrer Gottesferne – gilt ihnen die ungeteilte Aufmerksamkeit Gottes als des „Hirten“, „Vaters“ oder „Arztes“. „Denn er ist gütig über die Undankbaren und Bösen. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ (Lk 6, 35 f).

2. Durchgängig wird im Neuen Testament die Anleitung zu Anerkennung und Toleranz *christologisch* begründet. Dies ist in den Evangelien besonders evident, da sie sich von Anfang an als Evangelium von Jesus Christus verstehen und alles, was sie zu sagen haben, an dem Leben und Wirken, an dem Handeln und Lehren, an der Passion und der Auferstehung Jesu orientieren. Der irdische Jesus und auferstandene Christus ist für die Evangelisten nicht nur historisches *Vorbild*, sondern vielmehr bleibende *Grundlage* und reale *Voraussetzung* für alle Verkündigung in Zuspruch und Anspruch. Dies gilt aber nicht weniger für die neutestamentliche Briefliteratur: Wenn Paulus die Gemeinde in Römer 14, 1-15, 7

zu gegenseitiger Toleranz und Annahme ermahnt, dann tut er das unter Hinweis auf das Angenommensein durch Christus, das er zuvor ausführlich in elf Kapiteln entfaltet hat. Und wenn er die Philipper zu gegenseitiger Hochschätzung und wechselseitiger Rücksichtnahme ermuntert, dann begründet er diesen hohen Anspruch mit dem Zitat des berühmten Christushymnus in Phil 2, 5-11: „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war“ oder: „... wie es in Jesus Christus angemessen und möglich ist, gesinnt zu sein“ (V. 5).

Nun könnte man erwägen, ob man innerchristlich in diesem Sinne christologisch argumentiert und im außerkirchlichen Diskurs unter Absehung von der Christologie. Ist die schöpfungstheologische Perspektive nicht die übergeordnete und verbindende, die christologische hingegen vielmehr die spezielle und nachgeordnete? Die neutestamentlichen Zeugen gingen mit Gründen den umgekehrten Weg! Das Wesen des „einen Gottes“ ist nicht schon von einem allgemeinen Gottesgedanken her eindeutig bestimmt, und dass der Schöpfer seine Schöpfung in unwiderruflicher Treue und Barmherzigkeit liebt, ergibt sich keineswegs so eindeutig aus der allgemeinen Beobachtung der Natur oder der Geschichte – und auch nicht aus einem allgemeinen Religionsbegriff.

Wer Gott wirklich ist und wie er sich endgültig, d. h. verbindlich und bleibend, offenbart hat, erkennen die ersten Christen im Angesicht Jesu Christi. Von der Christuserkenntnis her wird die Offenbarungsgeschichte vereindeutigt; und dass der Schöpfer wirklich barmherzig und treu ist, erweist sich in der Menschwerdung und Lebenshingabe seines eigenen Sohnes. Das, was den Blick für anders Denkende und anders Glaubende öffnet, ist nach dem Evangelium die Gotteserkenntnis im Angesicht Jesu Christi (2 Kor 4, 6). Die unaufgebbare Würde des Fremden und die Perspektive auf den Anderen als den von Gott gleich Geliebten ergeben sich gerade durch das Hören und Schauen auf den Vater Jesu Christi. Wie kann man der Schwester oder dem Bruder schaden wollen, um dezentwillen doch Christus gestorben ist (1 Kor 8, 11)?

3. Schließlich sei zur Begründung der Toleranzforderung auch noch darauf hingewiesen, dass sie wie jede neutestamentlich-ethische Anweisung *eschatologisch* – d. h. vom *Ende* und der göttlichen *Vollendung* her – motiviert wird. Gegen alle Anfechtungen und Zweifel und angesichts aller vergeblich erscheinenden Mühe wird daran festgehalten, dass es Gott selbst sein wird, der endgültig Sünde und Tod überwindet und seinen Menschen versöhnend und tröstend ihre Tränen abwischt (Offb 21, 1 ff). Dies ist insofern unentbehrlich, als Feindesliebe und Annahme, Vergebungsbereitschaft und Tun der Gerechtigkeit innerhalb der eigenen Biographie und der erfahrbaren Geschichte sich wohl für andere und die Gemeinschaft als lohnend und sinnvoll erweisen, hinsichtlich der sich selbst Hingebenden aber die Frage nach Gottes Barmherzigkeit noch nicht befriedigend klärt. Wie könnten wir die Lebenshingabe Jesu ohne das Licht des Ostermorgens verstehen? Wie könnten wir Gott als gütig und liebend bekennen, wenn geschichtlich das Unrecht und das grenzenlose Leid das letzte Wort behalten würden, wenn die Intoleranz und Feindschaft ausgerechnet über die Liebenden

und Friedensstiftenden, über die Opfer und Leidenden der Geschichte endgültig triumphieren dürften? Auch hier geht es wieder nicht um entbehrliche „letzte Dinge“, sondern um die Grundlagen des Gottesbegriffs. Von Gottes Barmherzigkeit und Toleranz als „Annahme“ und „Anerkennung“ kann nur insofern als verantwortlich und vorbildlich gesprochen werden, als dieser Gott in seinem endgültigen Eingreifen und „Zu-Recht-Bringen“ auch die Grenzen seiner Toleranz und seines „Duldens“ erweist und für seine Menschen alle Ungerechtigkeit und Feindschaft überwindet.

Abstract

Since the age of the enlightenment, in which humans are regarded as being basically good, conveying traditional anthropological and christological concepts has become an increasingly difficult task. In this paper, the author shows firstly that attempts to employ a theology of creation which emphasizes that humans are made in the image of God and a Christology portraying Jesus as an example of a human rising to divinity are likely to end in disappointment. He argues for a Christology which glorifies the fact that God became human and made relationships with people possible through God's unconditional love in Christ.

In the second part the author concerns himself with the term „tolerance“, firstly in the weaker sense of connivance and then in the stronger sense of esteem, acceptance and recognition, arguing that the experience of Jesus' unconditional acceptance of sinners enables believers in turn to give esteem, acceptance and recognition to others.

Prof. Dr. Hans-Joachim Eckstein, Universität Tübingen, Evangelisch-theologische Fakultät, Liebermeisterstraße 12, 72076 Tübingen;
E-Mail: hjeckstein@uni-tuebingen.de